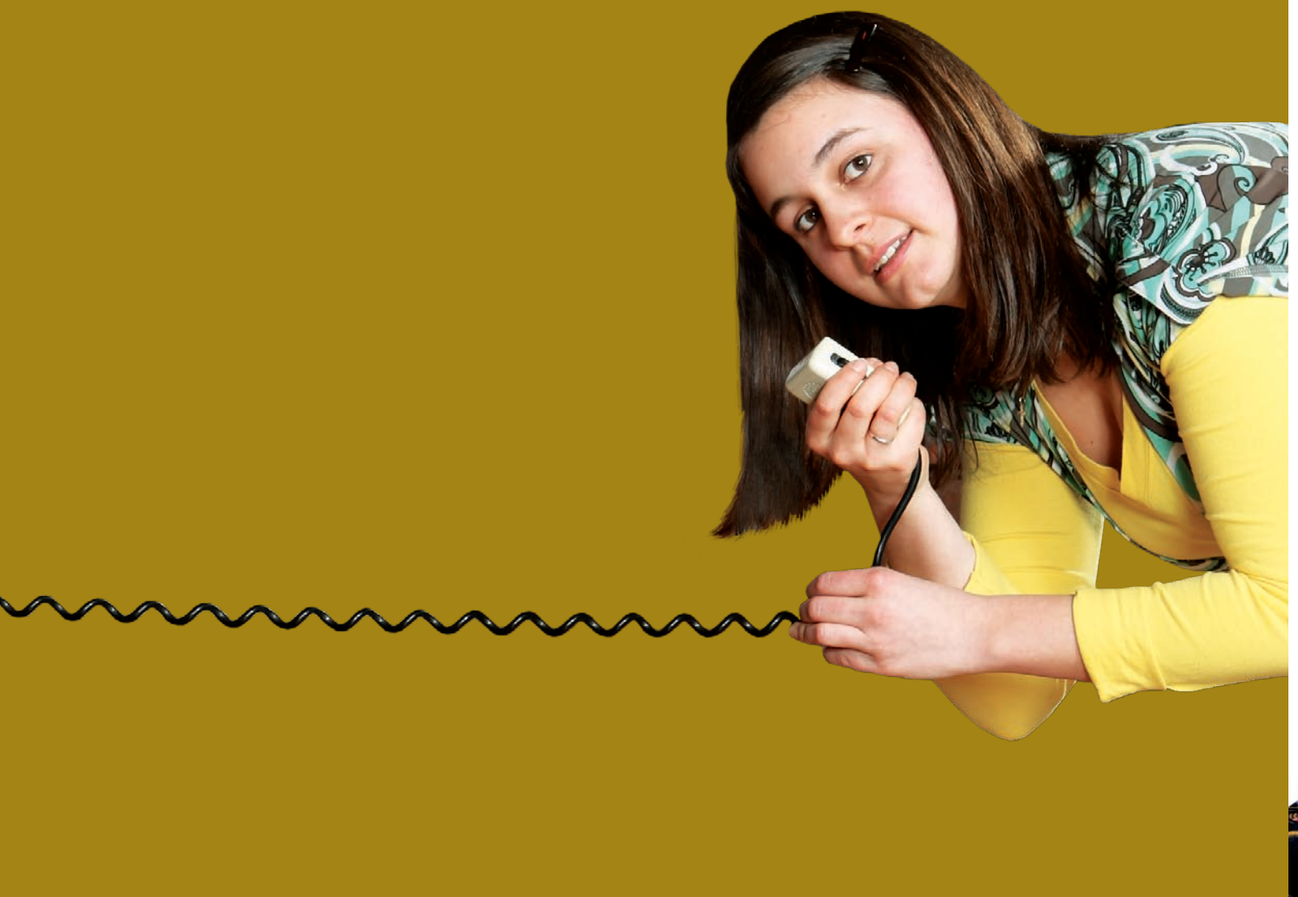
Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt

Kantons- und Stadtentwicklung

Goldene Stunden

Freiwillige als sozialer Reichtum in Basel.



Gemeinsame Ressourcen neu entdecken

Im Oktober 2009 wurde der Wirtschaftsnobelpreis an die Politik- und Wirtschaftswissenschaftlerin Elinor Ostrom verliehen. Sie ist weltweit durch ihre Untersuchungen bekannt, die sie auch in der Schweiz zu Gemeingütern durchgeführt hat.

Gemeingüter gehören uns allen – unsere Luft oder unsere Gewässer haben kein Preisschild, genauso wenig wie soziale Stabilität oder ein Zusammenleben in Frieden. Umso wichtiger ist es, dafür zu sorgen, dass uns diese Güter nicht ausgehen, weil wir sie mit keinem Geld der Welt kaufen könnten. Unsere wertschätzende Haltung beim Umgang mit Gemeingütern stellt gleichzeitig eine Gegenströmung zur grenzenlosen monetären Gewinnmaximierung dar, wie dies auch Elinor Ostrom feststellt.

Die im Kanton Basel-Stadt von vielen Menschen geleistete Freiwilligenarbeit trägt nicht nur zum Erhalt von Gemeingütern bei. Sie stellt auch selbst ein ausgesprochen wertvolles Gemeingut dar, das sich hinter den Zahlen eines Bruttoinlandsprodukts nicht verstecken muss. Und das Schöne dabei ist: Die derart wichtige Freiwilligenarbeit passiert jederzeit, hier und heute, meist aber versteckt und im Stillen.

Um den Wert der im Kanton Basel-Stadt geleisteten Freiwilligenarbeit respektive ihren Beitrag zu den Gemeingütern genauer abzubilden, hat das Präsidialdepartement im letzten Jahr eine Untersuchung in Auftrag gegeben, deren Ergebnisse Ihnen mit dieser Broschüre nun vorgelegt werden. Eindrucksvoll wird darin dargestellt, wie vielfältig die Freiwilligenarbeit in unserem Gemeinwesen ist und welchen Nutzen der Kanton Basel-Stadt davon hat – man denke zum Beispiel an das grosse Engagement der vielen Stiftungen und der Kirchen im Kanton. Die gewonnenen Erkenntnisse werden nun für die weitere Förderung der Freiwilligenarbeit im Kanton Basel-Stadt verwendet.

Die baselstädtische Regierung zeichnet bereits seit sechs Jahren beispielhafte Projekte der Freiwilligenarbeit mit einem **schappo** aus. Dieser Anerkennungspreis stärkt bestehende Initiativen und ermuntert andere, Gleiches zu tun. Ausserdem wurde im Jahr 2009 die Koordinationsstelle Freiwilligenarbeit im Präsidialdepartement geschaffen. Diese der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung angegliederte Stelle wird die Rahmenbedingungen der Freiwilligenarbeit im Kanton verbessern. Der Kanton hat eine besondere Verantwortung, die Bedeutung der Gemeingüter zu schützen und in den Fokus unserer Aufmerksamkeit zu stellen. Basel-Stadt wird diese Verantwortung wahrnehmen.

Dr. Guy Morin
Vorsteher Präsidialdepartement

Elinor Ostrom
Quelle: University of Indiana

Was ich mir immer als Kind gewünscht habe, ist Spass, nicht immer nur die Noten ‚gut' und ‚schlecht'.

Viktor Araya, 41, Fussballverein FC Nordstern

Nach der Weltfinanzkrise sind zunehmend Werte gefragt, die weniger vom Auf und Ab der Finanzmärkte abhängen. Zu diesen zählen zweifellos die Gemeingüter, jene Dinge also, die allen Bürgerinnen und Bürgern unabhängig von ihrem Einkommen meist unentgeltlich zur Verfügung stehen. Die Riksbank, die schwedische Zentralbank, sah das offenbar ebenso und vergab deshalb im Oktober 2009 den Wirtschaftsnobelpreis an die bis dahin völlig unbekannte Gemeingüter-Forscherin Elinor Ostrom. Daraufhin machten wir uns auf die Suche nach den sozialen Gemeingütern Basels. In Quartiertreffpunkten und Vereinen, Kirchengemeinden und sozialen Einrichtungen suchten wir ein kostbares und krisenresistentes Gut: sozialen Reichtum.

Was bieten Sie eigentlich anderen unentgeltlich an? Und wie viel von Ihrem Angebot wird durch Freiwillige erbracht? Diese Fragen stellten wir 760 Vereinen und Verbänden in Basel. In dieser Broschüre stellen wir unsere Studie vor und porträtieren im ersten Teil 19 von Tausenden von Freiwilligen, die in Vereinen und Kirchen, Quartiertreffpunkten und Initiativen den sozialen Reichtum Basels ausmachen. Um diesen Reichtum zu erfassen, haben wir einen Fragebogen entwickelt, auf dem die Befragten selbst eintragen konnten, was sie unter Freiwilligenarbeit verstehen. Im zweiten Teil (ab Seite 41) finden Sie die Ergebnisse unserer Studie zum Gemeingut „Freiwilligenarbeit" im Kanton Basel-Stadt, die eine gute Ergänzung zu den ausführlichen quantitativen Daten des Bundesamt für Statistik darstellen.

„Wir nennen es nicht Freiwilligenarbeit, sondern Herzblut" – dies schrieb uns Tabea Lehmann von der Zirkus Schule Basel auf unseren Fragebogen. Und die Mitarbeiterin einer Kirchengemeinde wollte von uns wissen:„Ist eigentlich singen und beten eine ideelle Tätigkeit?" Um diese Frage zu beantworten, müssen wir ein wenig ausholen. Bisher unterschied das Bundesamt für Statistik (BfS) informelle und formelle Freiwilligenarbeit. Als informelle werden beispielsweise Nachbarschaftshilfe und Kinderhüten, als formelle die ausführenden und Kadertätigkeiten im Rahmen eines Vereins bezeichnet. Wir boten eine dritte Antwortmöglichkeit an: ideelle Tätigkeit. Das rührt an der Grundfrage, was Freiwilligenarbeit eigentlich ist. In einer Studie der Fachhochschule beider Basel von 2005 wurden die ehrenamtlichen Stunden aller Fasnachtsteilnehmer auf genau 513'552 Stunden pro Jahr geschätzt. Dass die Basler Fasnacht eine ideelle Veranstaltung ist, leuchtet ein. Man kann allerdings nicht vorschreiben, was ein Mensch oder eine Organisation als ideelle Tätigkeit empfindet. Wir wissen nur: Ideelles ist sehr wertvoll. Es stiftet Lebenssinn, verbreitet Freude und schafft fruchtbare Beziehungen. Deshalb geben wir der Basler Kirchengemeinde folgende Antwort: Ja, singen und beten sind ideelle Tätigkeiten. Wir sagen bewusst Tätigkeit, nicht Arbeit. Eine Arbeit kann man auch gegen Bezahlung ausführen lassen. Eine ideelle Tätigkeit dagegen kann nicht von einem Dritten ersetzt werden, da sie Teil des individuellen Lebensentwurfes ist. Damit kann sie auch nicht in eine institutionalisierte Staatsaufgabe überführt werden. Sie ist vollkommen an den Einzelnen und seinen Lebensweg gekoppelt. Aber selbst das bisher als „ausführend" eingestufte Verteilen von Nahrungsmitteln hat die Gassenküche am Lindenberg 21 als ideelle Tätigkeit neu definiert. Genau 4732 Stunden, 30 Prozent der gesamten Arbeit wurden dort ideell geleistet.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Genau 80,58 Prozent der Freiwilligenarbeit in Basel wurden als ideell eingestuft. Dies lässt Raum für neue Interpretationen. Doch werfen wir zunächst einen Blick auf die Menschen, deren Altruismus sie dazu bringt, einen grossen Teil ihrer Lebenszeit mit anderen und für andere zu verbringen.

„Ich glaube, ich bin selber ein Kind." **Viktor Araya,** 41, sagt das mit solch einem spitzbübischen Charme, dass man es einfach glauben muss. Fussball kann im Fernsehen und im Stadion des FC Basel eine sehr ernste Angelegenheit unter erwachsenen Männern sein. Nachdem der FC Zürich in Basel am 13. Mai 2006 in der 93. Minute den Meistertitel gegen die Basler, denen ein Unentschieden gereicht hätte, perfekt machte, stürmten vermummte FCB-Fans das Spielfeld und traten auf die Gäste ein. Die Spieler mussten in die Kabine flüchten. Die Trophäe konnte erst später ausgehändigt werden.

Viktor Araya hat sich in Dornach von der 5. über die 4. in die 3. Liga emporgespielt. Er ist ein kräftiger Stürmertyp vom Schlag eines Diego Maradona und immer zu einem Scherz aufgelegt. „Ich bin jeden Tag auf dem Platz ", sagt Araya. Er ist freiwilliger Kindertrainer im Kleinbasler Fussballverein FC

Nordstern, gegründet 1903. Von allen Gemeingütern, in deren Dienst sich der Verein stellt, hebt Präsident Ruedi Marty eines besonders hervor: „Integration von Ausländern“. Der sympathische Chilene Araya, der 1989 der Liebe wegen aus Chile nach Basel kam, trainiert die F-Junioren. Mit sechs Jungen hat er angefangen. Inzwischen sind es 34, die sich auf drei Mannschaften verteilen. Sein Ansatz zur Knabenerziehung könnte auch für Favela-Fussball taugen: „Was ich mir immer als Kind gewünscht habe, ist Spass, nicht immer nur die Noten ‚gut‘ und ‚schlecht‘.“

Damit bestätigt er, was die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) 2007 herausgefunden hatte: dass nämlich Spass die Hauptmotivation für Freiwillige ist:

Motive für freiwillige Arbeit nach Geschlecht in Prozent
(Mehrfachnennungen möglich)

Spass an der Tätigkeit	86,9	81,5
Anerkennung	27,2	26,6
Nutzen für berufliche Laufbahn	14,9	12,3

Quelle: Schweizer Gemeinnützige Gesellschaft, Freiwilligen-Monitor 2007

Seinen sechsjährigen Sohn Mauro nimmt Araya oft mit zum Training. „Wir werden mit den Kindern gross. Fussball. Werte. Respekt. Ich glaube, uns verbindet mehr als nur der Fussball.“ Araya arbeitet als Elektromechaniker beim KMU Kummler + Matter. Er sieht, ob einer seiner Buben im Fernsehen Fussball schaut. „Sie imitieren dann die Gesten der Stars im Fernsehen“, sagt Araya mit einem Schmunzeln.

Dass Fussball die wilden, potenziell gewalttätigen Kerle von der Strasse holt, wurde bereits in der Anfangszeit der Arbeitersportclubs als der grosse Beitrag des Sports zu sozialer Stabilität und Sicherheit – beides wichtige Gemeingüter – beschworen. „Wenn du gewonnen hast“, schwärmt Araya, „kannst du laufen wie ein König!“ Und wenn du verloren hast? Macht nichts. Nächstes Mal. „Im Nordstern sind wir alle zusammen. Mit Fussball. Mit Disziplin.“ Im Amateurfussball feiern nach dem Spiel oft Spieler und Zuschauer beider Teams zusammen. Die 350 Mitglieder des FC Nordstern geben an, 4500 freiwillige Stunden pro Jahr zu leisten. Der FC Nordstern hat eine eigene Hymne, die man sich auf der Website anhören kann. Araya möchte, dass seine Junioren die Vereinshemden auch ausserhalb des Trainings tragen. „Nordstern“, schwärmt Araya, „soll ein Emblem sein, das man gerne trägt.“

Wenn die Fussballmeisterschaft statt zwischen dem FC Zürich und dem FC Basel zwischen FC Nordstern und FC Concordia ausgetragen würde, gäbe es kein Hooligan-Problem. Es gäbe vermutlich auch kein Religionen-Problem, wenn Christen und Muslime wöchentlich im Fussball gegeneinander anträten.

Genau solch ein Turnier hat Pfarrer Ruedi Beck von der Kleinbasler Kirchgemeinde St. Clara organisiert. Einer der Mitspieler heisst **Serhad Karatekin.** Der 29-jährige Familienvater aus Riehen ist der ehrenamtliche Vorsitzende der Schweizerischen Islamischen Jugendvereinigung Basel, abgekürzt SIJB. Als wir an einem kalten Winterabend die Moschee am Dreispitz aufsuchen, in der die jungen Muslime unter dem Dach der Türkisch-Islamischen Gemeinde ihren Sitz haben, erinnert die Szenerie an Brooklyn in den 80er Jahren: über düstere Höfe und Hintertreppen im Gewerbegebiet gelangen wir erst in die Moschee, nachdem wir im Treppenhaus über zwei einheimische Jugendliche gestolpert sind, die sich im Keller Drogen verabreichten.

Serhad Karatekin hat für seine derzeit etwas eingeschlafene Gruppe ein ganz besonderes Ziel: Er möchte die Medien über den Islam aufklären. Die öffentliche Debatte sei von Halbwahrheiten geprägt. In Leserbriefen an die Basler Zeitung räumt er mit diesen Vorurteilen auf und vermittelt der Leserschaft folgende Richtigstellungen:

Muslime dürfen Christen gar nicht hassen; Selbstmord führt nicht ins Paradies; Selbstjustiz – also Terroranschläge – ist im Islam verboten; Frauen waren in Arabien vor dem Auftreten des Propheten Mohammed eine Handelsware ohne Rechte.

„Die Medien möchten die Menschen entzweien. Sie suchen immer Unterschiede, nicht Gemeinsamkeiten“, stellt Karatekin fest. Er ist in Basel geboren und gehört zur zweiten Generation der Einwanderer. Nach der Sekundarschule hat er eine Lehre als Elektrozeichner absolviert, arbeitete dann in der Warenannahme bei „Globus“. Nun absolviert er eine Zweitausbildung als Chemie- und Pharmatechnologe – einst hiess das Chemikant – bei der BASF. Er erzählt: „In der Moschee waren wir die Einzigen, die Deutsch konnten.“ Sie begannen, als Freiwillige Veranstaltungen für ältere Türken anzubieten, um

Serhad Karatekin, 29, Schweizerische Islamische Jugendvereinigung Basel

Die Medien möchten die Menschen entzweien. Sie suchen immer Unterschiede, nicht Gemeinsamkeiten

ihnen die Schweiz zu erklären. Bis zu 1000 Teilnehmer kamen zu diesen Schulungen, die im benachbarten Lörrach abgehalten wurden. Nun möchte er gerne einen Workshop zum Umgang mit den Medien anbieten. Seinen Verband sieht er als Angebot jenseits des Konsums: „Jugendliche möchten etwas machen. Wir sagen ihnen, was sie machen können."

Serhad Karatekin hat bereits drei Kinder, die von seiner Frau erzogen werden. Seine ehrenamtliche Kapazität wird durch Ausbildung und Familie begrenzt. Im islamischen Freiwilligenbereich sind viele Helfer überlastet und können nicht auf professionelle Basisdienste zurückgreifen. Das halten viele nicht lange durch.

Ein ganz anderes Problem haben die Kirchen: Immer weniger junge Menschen empfangen die Sakramente. Die Gemeinden sterben aus, auch wegen Austritten. Da sind Ideen willkommen. Ideen, wie sie der ehrenamtliche Webmaster der Gellertkirche und IT-Fachmann **Pascal Steck,** 35, umsetzt: In der Youthpraisenight treffen sich rund 450 junge Menschen in der Gellertkirche zum Singen und Beten. „Wenn ich warte, bis ich die Schwierigen bekomme, komme ich nicht voran", charakterisiert Steck das Motto seiner Jugendarbeit. Die Idee stammt aus den USA. Pascal Steck ist nach eigenen Worten „in einer charismatischen Freikirche" in Riehen aufgewachsen. Getragen wird die Sing- und Betnacht von dem 2007 gegründeten Verein Jugendallianz, der wiederum zur evangelischen Allianz zählt. Der Verein wendet sich nicht nur an Mitglieder der reformierten Kirche, sondern auch an die von Freikirchen und an evangelisch-lutherische Gläubige. Die Grenze zwischen den verschiedenen Fraktionen der Reformierten ist damit fliessend. Ob die Katholiken auch eingeladen werden? „Man kennt sich. Aber der Stil ist so unterschiedlich", stellt Pascal Steck fest.

Wenn ich warte, bis ich die Schwierigen bekomme, komme ich nicht voran.

Pascal Steck, 35, Jugendallianz

Je mehr ihr glücklich seid, desto verdächtiger seid ihr.

Jean-Pierre Meylan, 71, Église Française

Das sieht der intellektuelle Kopf der Französischen Kirche Basels, **Jean-Pierre Meylan,** 70, gelassener. Die beiden welschen Kirchen Sacré Coeur (katholisch) und Église Française (reformiert) feiern einfach abwechselnd miteinander die Sonntagsmesse, Unterschiede hin oder her. Einst flohen die Protestanten aus Frankreich ins bereits 1529 von Oekolampadius reformierte Basel. Die gleichnamige Kirchengemeinde zählt 5250 Stunden freiwillige Tätigkeit. Meylan hat zu unserer Untersuchung einen eigenen Essay über die Zukunft der Kirchen in Basel geschrieben. Seine Hauptthese: Die Abwanderung aus den Volkskirchen führe in eine Negativspirale. „Je kleiner man ist, desto mehr ist man unter sich, wo Aussenseiter nur stören“, sagt er. Auch die kirchliche Freiwilligenarbeit sieht Meylan mehr als Freizeitvorwand für Senioren. Die Gellertkirche und ihre Youthpraisenight sind für ihn ein Beispiel für „klientelbezogene Gemeinschaften“.

Meylan unterstützt als ehrenamtlicher Messdiener die ökumenischen Gottesdienste der welschen Gemeinde und versucht als Mitglied des Kirchenrates, seine Ansichten zur Zukunft der Kirche in Basel einzubringen. Immerhin sind die Kirchen die grössten Anbieter von Freiwilligenarbeit in Basel: Mit geschätzten 400’000 Stunden (reformierte Kirche) und 500’000 Stunden (katholische Kirche) sind die Kirchen die grössten Anbieter von Freiwilligenarbeit in Basel.

Das Karmeliterkloster an der Müllheimerstrasse 138 liegt in einem kühl-modernen Architektenhaus. Die drei offensichtlich aus Indien stammenden Mönche servieren ein Fischcurry. Pater **Prasad Joseph,** 42, trägt den Zusatz „OCD“, der ihn als Angehörigen des Ordens der Unbeschuhten Karmeliten ausweist. Das Kloster wird von einem gemeinnützigen Verein getragen, der im Handelsregister des Kantons Basel-Stadt eingetragen ist. Das Angebot fällt inmitten zahlreicher psychologischer, seelsorgerischer und sozialtherapeutischer Dienste durch einen philosophischen Ansatz auf. „Wenn etwas Ernsthaftes mit dem Körper passiert“, erzählt Prasad Joseph, „kommt in zwei bis drei Minuten eine Ambulanz. Spirituelle und seelische Not hingegen wird offenbar nicht als dringlich angesehen.“ Die Karmeliten bieten deshalb Gespräche rund um die Uhr, 24/7, wie es im Kürzel der Dienstleistungswirtschaft heisst. Der Grund für dieses Angebot ist auch beim dritten Hinhören verblüffend einsichtig: „Probleme treten spontan auf und müssen auch spontan behandelt werden.“ Zum Glück gehen sie aber auch oft ebenso spontan vorüber. Welches sind die drängendsten Probleme in Basel? Joseph Prasad, der seit drei Jahren die Mission in Basel betreibt, antwortet spontan: „Beziehungsprobleme“. In seiner Heimatstadt im südindischen Kerala seien die Leute nicht depressiv. „In Indien ist es unvorstellbar, dass ein Mensch alleine lebt.“ In einer Gemeinschaft zusammenleben als Therapie – ein ebenso einfaches wie aufwendiges Konzept. Und dieses Konzept verbindet Pater Joseph Prasad mit Ruedi Beck, dem Pfarrer der Kirchgemeinde St. Clara. Beck, den wir bereits als Veranstalter des katholisch-islamischen Fussballspiels kennengelernt haben, hat das Konzept nämlich nach Basel geholt, nachdem er Prasad am Weltkirchentag 2009 in Köln getroffen hatte.

St. Clara, das mit Nebengemeinden fast ganz Kleinbasel mit Kinder- und Altenkreisen, Gebets-, Gesprächs-, Ferien- und Lektüregruppen versorgt und mit nur acht Vollzeitstellen

Wenn etwas Ernsthaftes mit dem Körper passiert, kommt in zwei bis drei Minuten eine Ambulanz. Spirituelle und seelische Not hingegen wird offenbar nicht als dringlich angesehen.

Prasad Joseph, 42, Karmeliterkloster (ganz links)

zehnmal so viele Freiwilligarbeitende aufbietet, wird von Ruedi Beck in eine neue Richtung geführt. „Die Kirche, wie sie bisher war, gibt es so nicht mehr“, stellt Beck nicht resignierend, sondern milde lächelnd fest. Das elegante, klassizistische Gemeindehaus Lindenberg 8 am Rheinufer, das innen mehr einem modernen Architekturbüro oder einer Werbeagentur ähnelt, koordiniert nicht nur Gläubige aus 130 Staaten, sondern hält die älteste Kulturtradition Basels, die der Heiligen Römischen Kirche, aufrecht, der Basel seinen Namen verdankt. Ruedi Beck spricht aus, was andere Pfarrer vielleicht nicht einmal zu denken wagen: „Eine christliche Gemeinde kann eigentlich auch ohne Kirchengebäude leben und lebendig sein“. Er meint damit das physische Gebäude, nicht die Institution. Die Lebendigkeit einer Gemeinde zeigt sich in der Vielfalt ihrer kleinen, durch Freiwillige organisierten Gruppen und Kreise, nicht im sonntäglichen Kirchgang. Mit rund 152.880 Stunden Freiwilligenarbeit pro Jahr zählt St. Clara möglicherweise zu den grössten Einzelerbringern kostenloser Dienste von Menschen an Menschen in Basel.

Grosse Anbieter von Freiwilligenarbeit in Basel
(Nur Teilnehmer an der Studie)

Anbieter	Jahresstunden
Fasnacht insgesamt incl. Comité und Cliquen	513’552
Reformierte Kirche	175’000
Kirchgemeinde St. Clara	152’880
Projekt Stadthelfer	133’770
Kirchgemeinde Allerheiligen	45’000
Turnverband Basel-Stadt	31’500
Türkisch-Islamischer Kulturverein	31’500
Kantonaler Schützenverein	24’600

Quelle Fasnacht: „D Frau Fasnacht in Franke und Räppli“, Untersuchung über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Basler Fasnacht, FHBB, Basel 2005
Quellen übrige Zahlen: Studie des Basel Institute of Commons and Economics, Basel 2010

Maria Pukaj, 43, Kirchengemeinde St. Clara

Ich habe den Mut gefunden, zu ihm zu gehen. Er ist doch unser Bruder.

Maria Pukaj, 43, kam vor 15 Jahren aus dem Kosovo nach Basel. „Ich konnte die Sprache nicht, ging jeden Sonntag zum Gottesdienst im St. Christophorus in Kleinhüningen“, erzählt Pukaj. Dort fiel ihr öfters ein verwahrloster, älterer Herr mit ungewaschenen Hosen auf. „Ich habe den Mut gefunden, zu ihm zu gehen. Er ist doch unser Bruder.“ Sie begann, sich um ihn zu kümmern, wusch als Erstes seine Hose – und wurde so zur freiwilligen Mitarbeiterin der Gemeinde. Sie fand Arbeit im Schifferkinderheim und ist heute Schweizer Bürgerin. „Es liegt in meinen Genen, dass ich anpacke, wo es nötig ist.“ Auf unsere Frage, wie die Mutter von drei Kindern die Zeit findet, an diesem Nachmittag entspannt bei einem Kaffee vor uns zu sitzen und über Religion und Nächstenliebe zu philosophieren, bekennt Maria Pukaj: „Ich war immer so glücklich“, und offenbart ein unerwartetes Erfolgsrezept: „Ich springe einfach nur. Ich überlege nicht wie und was.“

Warum führen uns unsere Begegnungen immer wieder ins Kleinbasel? Möglicherweise liegt dort das Geheimnis des sozialen Reichtums Basels, der bereits seit Jahrhunderten Basis des materiellen Reichtums ist. Wer weiss, ob die grossen Konzerne wie Roche und Novartis, aber auch die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ), der Weltverband der Zentralbanken oder andere Unternehmen und Einrichtungen Basel verlassen hätten, wenn das friedliche Miteinander der Völker hier nicht möglich wäre?

Szenenwechsel: **Aaron Agnolazza,** 19, ist Cliquenmitglied und Schütze und leistet in diesen Funktionen jährlich zahlreiche Stunden Freiwilligenarbeit. Er besitzt ein traditionsreiches Basler Fasnachtskostüm mit kleinen Glöckchen, den Ueli, das auch als Charivari-Kostüm bezeichnet wird. Früher nannte man diese Witzfigur den Narren, aber er durfte der Gesellschaft und der Obrigkeit in frecher, meist geistreicher Form sagen, was er denkt. So hatte der Comedian, wie wir ihn heute wohl nennen würden, eine sehr wichtige Aufgabe: uns den Spiegel vorzuhalten (man denke dabei an Till Eulenspiegel).

Zum Morgenstreich läuft Agnolazza zusammen mit 15 Mitgliedern seiner Clique, den Schnoogekerzli, im Charivari-Kostüm durch Basel und verteilt die Verse zum Tischessen. „Die Schnoogekerzli sind kein Verein und kennen keine Statuten. Gewählt wird nicht“, informiert die Clique über sich selbst. Wie andere Fasnachtsformationen auch, teilen sich die 80 Mitglieder in je 40 Trommler und Pfeifer auf. Organisiert werden die kleineren und grösseren Fasnachtsvereine vom Fasnachts-Comité. Seit einer Verordnung vom 10. Januar 1852 ist das Trommeln in Basel nur mit Genehmigung gestattet. Die drey scheenschte Dääg, wie die Baslerinnen und Basler den Höhepunkt der Fasnacht nennen, sind in jeder Hinsicht – und nicht nur für Agnolazza – eine Ausnahmezeit. Zusammen mit den Karnevals in Venedig und Köln ist die Basler Fasnacht ein europaweit bekannter, traditionsreicher Grossanlass, der jedes Jahr etwa 200.000 Besucher anzieht.

Jeden Morgen fährt Aaron Agnolazza nach Zürich, wo er unter der Woche ein Praktikum bei der Credit Suisse absolviert. Sein Grossvater kam in den Fünfzigerjahren aus Treviso, um bei Roche zu arbeiten. In den Fünfzigern war das norditalienische Treviso so arm, dass die Treviser in die Schweiz, nach Frankreich und Deutschland emigrieren mussten. „Die Schweiz kann es sich aussuchen, wer kommen darf“, betont Agnolazza, der auch Sprecher der SVP Riehen ist, im Hinblick auf heutige Migranten. Wir diskutieren, bis er diplomatisch feststellt: „Die Probleme sind so vielschichtig, dass man sie nicht in einem Satz auf den Punkt bringen kann.“ Ein Zitat, das beispielhaft für die oft aufreibende freiwillige Arbeit in der Politik ist.

Der politische Freiwillige muss immer den Drahtseilakt vollbringen, gefühlte und echte Missstände beim Namen zu nennen, ohne dabei jedoch allzu negativ zu klingen. Fühlt er sich selbst unwohl, unsicher in Basel? „Es gibt wenig Positives“, stellt er als echter Oppositionspolitiker fest. Er spricht ein Thema an, das von Natur aus Raum für persönliche Interpretation gibt: die gefühlte Sicherheit.

Wie empfinden das jene Jugendlichen, die als Freiwillige im Wasserfahrverein Fischer-Club Basel sozusagen am absoluten Brennpunkt, nämlich am Rheinufer, ihre Boote gegen Vandalismus und anderes verteidigen? Yves Thomann, 17, ist Zweiradmechanikerlehrling und sitzt mit ölverschmierten Fingern vor uns: „Ich fühle mich überall sicher“, stellt er kurz und bündig fest. Sein Vereinsgenosse **Céderic Neef,** 15, sagt: „Was die Rheinputzer aus dem Rhein holen, ist einfach gestört. Müll. Drogen. Einen Rasenmäher. Einen Rasenmäher aus dem Rhein!“ Céderic, dessen Vater in seinen Worten „eine Allroundfirma“ hat, sucht eine Lehrstelle als Sanitärmonteur. Mit den Lehrstellen ist es nicht mehr so einfach. „Früher hat man eine Lehrstelle gesucht und alles von Grund auf gelernt. Heute fragt der Meister zuerst, was man schon gelernt und gearbeitet hat“, stellt Yves fest. Im Wasserfahrverein, dessen rotes Häuschen ein Markenzeichen am Rheinufer ist, lernen die Jugendlichen, einen zehn Meter langen und 300 Kilogramm schweren Weidling zu bewegen. Das „uffestachele“ rheinaufwärts geschieht mit Stacheln, an deren Ende sich Metallkufen befinden. Bei Hochwasser kann man nicht flussaufwärts. Céderic erzählt von den Kursen, die auch beim Militär anerkannt werden. Sein Traumberuf ist Wasserpolizist. 29 Wasserfahrvereine gibt es in der Schweiz, die untereinander Wettbewerbe austragen und die Basis für den Pontoniersport bilden, dessen Brückenbau aus Weidlingen Bestandteil der militärischen Ausbildung ist. Der Fischer-Club hat in unserer

Die Probleme sind so vielschichtig, dass man sie nicht in einem Satz auf den Punkt bringen kann.

Aaron Agnolazza, 19, Schütze, Cliquenmitglied und-Politiker (SVP)

Man schaut vorne auf die linke Spitze und sieht so die Richtung.

Céderic Neef, 15, Wasserfahrverein Fischer Club Basel

Umfrage 150 Kaderstunden und 500 ideelle Stunden angegeben. Blickt man während der Saison auf den Rhein, hat man das Gefühl, es wären mehr.

Das Rheinufer wird dank der Bewirtschaftung durch Rheinputzer, durch die traditionsreiche Familie von Jacques Thurneysen (der es vorzog, anstatt des väterlichen Kunsthandels eine Rheinfähre als Fährimaa zu bewirtschaften) und natürlich durch die Fischer- und Wasserfahrvereine zum öffentlichen Gesamtkunstwerk. Ob aus Sicht des Rheinschwimmers oder Flaneurs – ohne die Freiwilligen, ihre Boote und Bauten, ihre Trainings in unmittelbarer Nähe zu den Beizen am Ufer entstünde nicht das maritime Flair, das im lauen Sommerwind mediterran daherkommt. In der Tat, so belehrt uns Céderic, gleicht die Kunst des Weidlingfahrens jener des Gondoliere: „Man schaut vorne auf die linke Spitze und sieht so die Richtung."

Seit acht Jahren organisiert **Liliana Perez,** 43, in freiwilliger Arbeit das Essen im Eltern-Kind-Zentrum MaKly am Claragraben 138. Während wir sprechen, werden wir dadurch unterbrochen, dass sie zwei ihrer drei Söhne von Kindergarten

Liliana Perez, 43, Eltern-Kind-Zentrum MaKly

Ich bin wie eine reiche Frau. Ich mache alles freiwillig, ohne einen Franken zu bekommen.

und Schule abholen muss. Es gibt Bohneneintopf mit Fleisch. Der Blick aus dem Essraum fällt auf einen Hinterhofbalkon, auf dem ein Albaner auf Wäscheleinen Fleisch und Felle zum Trocknen aufhängt. Ein archaisch-exotischer Anblick selbst im Vielvölker-Stadtteil Kleinbasel. Angehörige aus 156 Staaten haben sich hier niedergelassen. Basel ist zu klein für eine Herausbildung von Quartieren, die stark von einer Ethnie geprägt sind, wie zum Beispiel Little Italy oder China Town in New York. Liliana Perez hat in Bogota, Kolumbien, früher einmal Jura studiert. Sie ist stolz darauf, Hausfrau zu sein. „Ich bin wie eine reiche Frau. Ich mache alles freiwillig, ohne einen Franken zu bekommen."

Ihr Mann, wie Liliana Perez studierter Jurist, arbeitet bei Roche in der Produktion. Ein früher proletarisch genanntes Bewusstsein ist in der Chemiearbeiterstadt Basel weit verbreitet und ist eine produktive Quelle für freiwillige Helfer aus allen Kulturen.

An diesem Tag sitzen eine junge Kamerunerin mit ihrem Baby, ein deutsches Ehepaar mit zwei Kindern und Monika, eine junge Schweizerin, mit ihrem erst acht Wochen alten Baby am Tisch. „In Kleinbasel gibt es richtiges Leben", stellt Monika fest. „Ich liebe die Multikulti-Atmosphäre."

Yukiko Nützi, 41, Jugendkinderbibliothek

Kinder hören sehr gut. Wenn ich das Wort Momo öfter sage, wissen sie es bald.

Bis in die Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts dominierten in Kleinbasel italienische Einwanderer. Seit kurzem sind die Deutschen die grösste unter den Migrantengruppen. In den zahlreichen Quartiertreffpunkten Kleinbasels verschwimmen die ethnischen Unterschiede. Die Schulkinder sprechen Schweizerdeutsch, während einige Familien gerne auch ihre Muttersprache pflegen möchten, wie die Japanerin **Yukiko Nützi.** Die 41-jährige Pianistin und Klavierlehrerin zog zufällig in das Haus Elsässerstrasse 7, in dem sich auch die JUKIBU, die Interkulturelle Bibliothek für Kinder und Jugendliche befindet. Die Mitarbeiter erzählten ihr, dass sich im Keller nicht katalogisierte, japanische Kinderbücher befänden. Seitdem pflegt Yukiko die Bestände und veranstaltet mit anderen freiwilligen Helfern unentgeltlich mehrsprachige Kinderlesungen. Dafür werden Kamishibai, grosse Papierbilderbücher nach japanischer Tradition verwendet. Während der Vorleser den Text auf der Rückseite laut vorliest, sehen die Kinder nur das Bild. Die Texte werden dann auch auf Französisch übersetzt, so dass französische und japanische Kinder zweisprachige Kinderliteratur präsentiert bekommen. Die Zahl der Japanerinnen und Japaner in Basel, so erzählt Frau Nützi, ist in den letzten Jahren von 500 auf 1000 gestiegen. Die Männer arbeiten mehrheitlich in der Chemischen Industrie.

Neben Yukiko Nützi sorgen noch weitere Kinderbuchbetreuerinnen in der JUKIBU dafür, dass neben den zahlreichen Stunden, die die Kinder hier in das Lernen von Deutsch stecken, auch exotische Sprachen einen prominenten Platz behalten.

Die bisherigen Portraits führen uns zur Frage nach der Motivation von Freiwilligen. Unentgeltliche – also kostenlose – Arbeit könnte schnell auch bedeuten: wertlos. Wenn es sich dann gar um Tätigkeiten handelt, deren Ausführung man auch von steuerfinanzierten Spitälern und mildtätigen Stiftungen, von Pflegeheimen und Sozialarbeitern erwarten darf, gewinnt das Prädikat unentgeltlich allenthalben den Charakter einer unerwünschten Ausbeutung. Tatsächlich aber beobachteten wir das Gegenteil: Die meisten Freiwilligen waren derart stolz auf ihre Tätigkeit, dass sie sie nicht als ausführende, sondern als ideelle deklarierten, wie die folgende Tabelle zeigt:

Frage: Wie viel von ihrer Tätigkeit wird als leitende, als ausführende und als ideelle erbracht?

Stunden absolut und in Prozent:
(Stichprobe: 191 von 303 Einrichtungen/Vereinen)

	Stunden absolut	in Prozent
Leitende Tätigkeit, Kadertätigkeit	126.943	7,19
Ausführende Tätigkeit	215.389	12,2
Ideelle Tätigkeit	1.421.353	80,58
Summe	1.763.685	99,97

7,19 %	Kategorien
12,2 %	Ausführende Tätigkeit
80,58 %	Ideelle Tätigkeit

Definition: Kadertätigkeit und ausführende Tätigkeit wurden definiert nach dem Modul „unbezahlte Arbeit“ der Repräsentativbefragung durch das Bundesamt für Statistik (BfS).
Ideelle Tätigkeiten wurden in unserem Fragebogen als nicht kommerziell beauftragbare Tätigkeiten definiert, die nur vom Interesse und Engagement der Teilnehmer leben.
Berechnungsgrundlagen: Wenn die Befragten die Stundenzahlen nicht selbst angeben konnten, wurden die angegebenen Vollzeit- oder Teilzeitstellen in Jahresstunden umgerechnet. Dabei wurde die Arbeitsvolumenstatistik (AVOL) des Bundesamtes für Statistik zugrunde gelegt. Im Jahr 2008 betrug die durchschnittliche Jahresarbeitszeit für Vollzeitarbeitsstellen 1911 Stunden.

Quelle: Umfrage zum Beitrag der Freiwilligenarbeit zu den Gemeingütern im Kanton Basel-Stadt, Basel Institute of Commons and Economics, Basel 2009/2010

Marta Dakhlaoui-Toth, 60, Basler Tafel

Ich bin am liebsten unterwegs. Ich habe Zigeunerblut.

Man muss halt dahinter stehen. Man muss es gerne machen.

Heidrun Luder, 54, Ökumenischer Seelsorgedienst für Asylsuchende

Man kann das Verteilen von kostenlosen Lebensmitteln als ein Indiz für Armut sehen. Wenn man aber mit **Marta Dakhlaoui-Toth,** 60, spricht, die für die Basler Tafel Lebensmittel ausfährt, bekommt man den Eindruck, es handle sich um sozialen Reichtum. „Ich bin am liebsten unterwegs. Ich habe Zigeunerblut." Marta sprüht vor Energie.

Jeweils am Montagmorgen belädt sie mit dem Gabelstapler den Toyota-Kleinbus. Ihre Tour wird sie zu zehn Einrichtungen in Basel-Stadt und Basel-Landschaft führen, die von der Basler Tafel mit kostenlosen Lebensmitteln beliefert werden. Sie ist eine von drei freiwilligen Tourenfahrern, die Lebensmittel in Supermärkten abholen und direkt an über 100 Einrichtungen weiterliefern.

1980 kam sie aus Ungarn, in dem es damals zwei Schwarzweiss-Fernsehprogramme gab, in die Schweiz. „Die Menschen in den sozialistischen Staaten waren zufrieden. Aber ich habe hier das 21. Jahrhundert gesehen, und das hat mich geblendet." Die gelernte kaufmännische Sachbearbeiterin kam in der Feldschlösschen-Brauerei unter und heiratete einen Tunesier, mit dem sie eine 23-jährige Tochter hat. 15 Jahre lebte sie in Tunis. Sie lebt seit vielen Jahren ohne bezahlte Arbeit. Vor vier Jahren wollte sie nicht länger untätig herumsitzen und stiess durch das Programm „Atelier 93" für Langzeitarbeitslose als Freiwillige zur Basler Tafel.

Sie beobachtet bei den kostenlosen Lebensmitteln einen Effekt, den sie auch aus Tunesien kennt: Alles, was umsonst ist, wird genommen – auch wenn man es nicht braucht. Bei ihren Abholtouren beobachtet sie, welche enormen Übermengen bei den grossen Detaillisten angeliefert werden, oft noch kurz vor Ladenschluss. Es sind wertvolle Delikatessen darunter, die bald schon Kompostkandidaten sein könnten. „In der Schweiz gibt es einen Konsumzwang. Es wird zu viel produziert – und deshalb zu viel weggeworfen", stellt Frau Dakhlaoui nachdenklich fest. Es ist der quirligen Ungarin, die noch immer mit einer C-Bewilligung lebt, unangenehm, dass sie selbst sehr wenig Geld hat. Sie verbreitet dennoch ein Feuerwerk guter Laune.

„Ich bin ein viel zu ehrlicher Mensch und viel zu anständig", sagt sie. Wäre es besser, fragen wir, wenn sie nicht so wäre? Frau Dakhlaoui antwortet sibyllinisch: „Wer sich selber liebt, nimmt keine Rücksicht auf die anderen."

Altruismus, sich selbst in den Dienst von anderen stellen, ist eine gefragte Charaktereigenschaft. Niemand möchte aber in seiner Menschenliebe für Arbeiten missbraucht werden, die eigentlich auch gegen Entgelt beauftragt und verrichtet werden könnten.

„Er kam in die Kinderklinik mit mehr Alkohol im Körper als Blut." So beginnt die Geschichte der Schweizerin **Heidrun Luder.** Die 54-jährige ehemalige Putzfrau hat ihren Sohn adoptiert, der mit acht Monaten seiner alkoholabhängigen Mutter entzogen wurde. Aus der frühkindlichen Vernachlässigung blieb ihm ein schwerer Wirbelsäulenschaden. 15 Jahre blieb Heidrun Luder ganz bei ihrem Sohn zu Hause. Danach arbeitete sie als Putzfrau in einem Büro. Der heute 24-Jährige lebt mit seiner Mutter in Kleinbasel und träumt von einer Lehrstelle als Zweiradmechaniker. Seit Jahren bezieht Heidrun Luder Sozialhilfe. Ihr Mann, ebenfalls Schweizer, ist schon lange weg. „Niemand lebt gerne in Armut und hat gar nichts", ist sie überzeugt. Uns fällt ein Amulett mit einem Schafsbock auf, das sie um den Hals trägt. Es soll Glück, Gesundheit und Wohlstand bringen. Es gibt davon nur fünfzig Stück, betont sie. Aber Heidrun Luder ergibt sich nicht in ihr Schicksal. Seit zwei Jahren hilft sie bei der Essensausgabe im Ökumenischen Seelsorgedienst für Asylsuchende (OeSA) an der Freiburger Strasse 66, der direkt neben der Empfangsstelle für Asylbewerber liegt. Sie arbeitet freiwillig, denn für Sozialhilfeempfänger, erst recht für alleinerziehende Mütter, gilt keine Arbeitspflicht. „Es findet jeder eine Beschäftigung", stellt sie selbstbewusst fest. „Man muss halt dahinterstehen. Man muss es gerne machen."

Sozialhilfeempfänger als freiwillige Helfer – das ist ein Ansatz, den das Programm „Stadthelfer" des Amtes für Sozialhilfe Basel-Stadt verfolgt. Weitere Einsätze erfolgen im Altersheim Johanniter. Männer arbeiten mit dem Verein „Pro Natura" am Rheinufer und bei der Sanierung des Bechtle-Areals, eines neuen Naturgartenreservats beim Bäumlihofgut.

Wenn die Lebensmittellieferungen der Basler Tafel kommen, freuen sich die Kinder über jedes Stück Schokolade. „Es gibt Erwachsene, die werden ausfällig, wenn ich Lebensmittel für die Kinder zur Seite lege", sagt Heidrun Luder nachdenklich. Was würde sie sich wünschen, wenn sie dürfte? „Ich würde gerne ein Jugendcafé aufmachen. Darüber spreche ich auch

Dann stellte sich heraus, dass ich in Basel mein Herz verloren hatte.

Valentin Herzog, 64, Literaturinitiative Arena

mit meinem Sohn.“ Bis es so weit ist, bietet sie anderen Empfängern von Sozialhilfe jeden Freitag unentgeltlich Motivationstrainings an.

In etwas entspannterer Atmosphäre bewegen sich die Mitglieder des Literaturvereines Arena in Riehen. Die seit 1978 bestehende Initiative um den Oberlehrer und Germanisten **Valentin Herzog,** 64, organisiert Dichterlesungen mit bekannten und unbekannten Autorinnen und Autoren. 1962 kam er aus München nach Basel. „Dann stellte sich heraus, dass ich in Basel mein Herz verloren hatte“, erzählt er poetisch. Seine ehrenamtliche Tätigkeit besteht darin, Verlage und Autoren anzuschreiben und um sie zu werben. Die Veranstaltungen, die im stilvollen Kellertheater der Alten Kanzlei im Ortszentrum von Riehen stattfinden, möchten organisiert und beworben werden. Mit 280 angegebenen Jahresstunden zählt die Initiative zu den vielen kleinen Kulturinitiativen, die nur durch passionierte Freiwillige am Leben gehalten werden. Neben prominenten Schweizer Autoren wie Adolf Muschg und Urs Widmer konnten Herzog und seine vier Kolleginnen auch schon den Krimiautor Eric Ambler sowie Bernhard Schlink und Ingrid Noll in Riehen begrüssen. Herzog hat die Begegnung mit den Literaten dazu inspiriert, selbst Aussteigergeschichten zu schreiben, die schliesslich unter dem Titel „Alifas Zeichen“ erschienen sind und in Marokko spielen.

Vielleicht war **Judith Bachmann** eine Aussteigerin? In ihren bunten, exotischen Gewändern und mit ihrem frech-herausfordernden Blick wirkt sie so. „Waren Sie eine Rebellin?“, fragen wir. „Ja“, lacht sie stolz. Die 65-Jährige kocht als Freiwillige in der Quartierkontaktstelle Unteres Kleinbasel. Sie verteilt auch die Quartierzeitung Mozaik, die in den Sprachen Deutsch, Türkisch und Serbokroatisch erscheint. Sie stammt aus einer St. Galler Kaufmannsfamilie mit sechs Geschwistern. Ihr Vater war Rotarier. Die Weltenbummelei seiner Tochter, deren erster Mann ein Wiener Buchhändler war, irritierte den Vater. Während Valentin Herzog die anderen Existenzweisen in der Erzählung stattfinden lässt, praktiziert Judith Bachmann das gelungene Leben in ihrer Umgebung: „Gestern war ich in der Josephskirche. Ich gehe gerne in katholische Kirchen, weil die immer offen sind.“ Die Protestantin hat eine entwaffnend einfache Lebensphilosophie, der wir auch bei Heidrun Luder und Marta Dakhlaoui-Toth begegneten: „Ich halte mich nicht bei negativen Sachen auf.“ Diese Grundhaltung haben die meisten, die ihre Zeit in den Dienst an der Gemeinschaft stellen. Sie beginnt, zu philosophieren: „Ich bin ich. Die anderen sind aber auch ich. Wir sind ich.“ Ob sie sich mit der Philosophie des chinesischen Philosophen Lao-Tse beschäftigt hat, der das Ich für das grösste Hindernis hielt? „Ja“, antwortet sie. „Ich konnte meine Fixierung über-

Judith Bachmann, 65, Quartierkontaktstelle Unteres Kleinbasel

Ich halte mich nicht bei negativen Sachen auf.

Stephan Moll, 49, Basler E.E. Zunft zum Goldenen Stern

Der grösste Stress ist das kleine Einmaleins.

winden.“ Welche Fixierung, fragen wir. „Die Anhaftung“, antwortet sie. „Du musst im Wirtschaftsleben nichts ändern. Es ist die Anhaftung. Es ist wie ein Magnetismus. Die Reichen sind magnetisiert.“ Demgegenüber steht das Loslassen. Die Geizhälse, so Bachmann, können nicht loslassen. Die freiwillig Arbeitende Judith Bachmann kann.

Freiwillige, oder, wie wir sie vielleicht künftig auch nennen können, Ideelle sind das Gegenteil von Geizhälsen. Man könnte nun, gerade nach der Weltfinanzkrise und der damit verbundenen Besinnung auf nicht materielle Werte, die Leistung der Ideellen auch ganz anders sehen: So ist das, was man anderen unentgeltlich anbietet, kein Opfer, sondern ein Geschenk. Damit aber zählt die Freiwilligenarbeit anders als Bildung, Sicherheit und Gesundheit, die vom Staat bereitgestellt und von den Bürgern durch Steuern finanziert werden, nicht zu den sozialen, sondern – wie Spenden und Stiftungen – zu den privaten Gemeingütern. Schliesslich muss man schon über eine gehörige Portion an Kraft und Selbstbewusstsein verfügen, um seine eigene wertvolle Lebenszeit so verschwenderisch mit meist fremden Menschen in der vagen Hoffnung zu teilen, zum Gelingen der Gemeinschaft beizutragen. Und man sollte in diesem Gelingen eine Quelle des persönlichen Wohlbefindens und Wachstums sehen.

Anders lässt sich nur schwer erklären, warum der erfolgreiche Personalberater und Jurist **Stephan Moll,** 49, nicht nur Unternehmen zu erstklassigem Personal verhilft, sondern auch seinem Mentee (engl. Wort für Schützling), dem 16-jährigen Zlapan, zu einer Lehrstelle. Es ist kein Geheimnis, dass nicht nur Sekundarschulabgänger aus Migrantenfamilien erhebliche Schwierigkeiten haben, ohne „Götti“ eine Lehrstelle zu finden. Und wer fragt, zu welchem Beruf sie eigentlich eine Neigung oder Fähigkeit haben? Eltern können beides oft nicht leisten. Beratungsstellen auch nicht. Die Zunftgenossen der alteingesessenen Basler E.E. Zunft zum Goldenen Stern wollten sich nicht mit zünftigen Essen, Spendenvergaben und Jungbürgerfeiern begnügen. Gleich mehrere Zunftgenossen betätigen sich als Mentoren, durchweg etablierte Männer mit vielen Verpflichtungen in Familie und Beruf. Sie setzen auf das höchste Gut, wenn es um Hilfe geht: auf die persönliche Beziehung. „Der grösste Stress ist das kleine Einmaleins“, stellt Stephan Moll fest. Inzwischen sind bereits 35 Mentoren in der Datenbank eingetragen. Jeder von ihnen wendet wöchentlich ein bis zwei Stunden freiwillig als „Götti“ auf. Das klingt nach wenig. Betrachtet man aber die Wirkung, dürfen wir sie durchaus als Goldene Stunden bezeichnen.

Seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden zahlreiche soziale Aufgaben, die zuvor auf freiwillige Helfer angewiesen waren, institutionalisiert. Die älteste karitative Einrichtung Basels, das 1215 gegründete Bürgerspital etwa, hat heute ein Jahresbudget von über 100 Millionen Franken und beschäftigt 1420 Mitarbeiter. Betreuung von Behinderten ist ein zeitintensiver Hilfsbereich, wohl deshalb leisten hier nur noch wenige unentgeltliche Arbeit. Dies geschieht dann überwiegend im kirchlichen Bereich. Aber überall dort, wo nur eine persönliche Beziehung wirklich dauerhafte Hilfe geben kann – etwa bei schwierigen Jugendlichen oder sprachunkundigen Migranten (oder noch schwieriger: beide Eigenschaften zusammen), bei Langzeitarbeitslosen und allgemein bei Menschen, die angesichts der Komplexität der modernen Wirtschaftswelt überfordert sind –, bedürfte es wahrscheinlich einer individuellen Betreuung. Das aber ist im vollen Umfang staatlich nicht immer finanzierbar. Wenn es darum geht, diese Aufgabe zu übernehmen, können Freiwillige deshalb eine wichtige Rolle spielen.

Jeannine Martin und Michaela Mangold, beide 21, Europäisches Jugendchorfestival Basel

Ich finde, Basel ist eine extrem gemütliche Stadt

Mein Weg ist der katholische Weg zum Kommunismus. Ich musste vorbeten und die Kirche putzen.

Franz Fischer, 64, Quartiertreffpunkt Capri-Bar und Politiker der Neuen Partei der Arbeit

„Ich finde, Basel ist eine extrem gemütliche Stadt“, sagt die 21-jährige Jus-Studentin **Jeannine Martin,** und wir glauben es ihr aufs Wort. Zusammen mit der gleichaltrigen **Michaela Mangold** organisiert sie das Europäische Jugendchorfestival in Basel, zu dem über 600 Teilnehmer und 20.000 Zuschauer erwartet werden. Für dessen Durchführung im Frühsommer leisten Martin und Mangold viele der 4’180 freiwilligen Stunden, die der Verein in unserer Umfrage angegeben hat. Sie helfen den ausländischen Jugendlichen bei der Quartier- und Essenssuche oder begleiten sie durch die Stadt zu den Veranstaltungsorten. Jeannine Martin spielt neben diesem Engagement Geige in einer Gruppe mit dem unaussprechlichen gälischen Namen Sméar Dubh. Als ob diese Beschäftigungen nicht schon genug wären, betreut sie als Freiwillige auch noch das Skilager der Jugendgruppe der Evangelischen Mennonitengemeinde „Schänzli“ in Muttenz.

„Sind Sie noch ein Systemgegner?“, fragen wir **Franz Fischer.** Er arbeitet ehrenamtlich ein- bis zweimal die Woche in der Capri-Bar in Kleinhüningen, wo er kellnert. Franz Fischer erinnert daran, dass Schweizer Wirtschaften noch immer ein Stück Brot und ein Glas Wasser kostenlos ausgeben müssen, wenn danach verlangt wird. In der Capri-Bar gibt es noch ein Anschreibbuch, und man kann kostenlos ein Eingeklemmtes erhalten.

Der 64-jährige Chemielaborant hatte als Vertreter der Neuen Partei der Arbeit (PDA) auf unserem Fragebogen angegeben, 2000 Stunden als Freiwilliger einzusetzen.

„Ja, die Leute kommen zu uns, weil sie den Kapitalismus überwinden möchten.“ Mit dieser Aussage verdeutlicht Franz Fischer, dass er mit Leib und Seele auch ein politischer Freiwilliger ist. Seine Partei tritt allerdings seit 16 Jahren nicht mehr an. Zuletzt bekam sie 1,5 Prozent der Wählerstimmen. Einst war die kommunistische Partei in Zürich wie in Basel – im roten Basel der 20er Jahre – eine Massenpartei. Heute hat die Basler PDA, die 1986 von der PDA der Schweiz wegen ideologischer Differenzen ausgeschlossen wurde, Nachwuchsprobleme. 31 Mitglieder halten der Partei noch die Treue.

„Wir haben eine Lücke von zwei, drei Generationen“, bekennt Fischer. Er selbst stammt aus einem streng katholischen Haushalt in Trienten bei Sursee. Sein Vater war Sakristan und Fischer kam zur Jungwacht. Angesprochen auf die Willy Brandt zugeschriebene Bemerkung, wer in der Jugend nicht Kommunist gewesen sei, sei herzlos, wer es im Alter bliebe, dumm, antwortet er: „Mein Weg ist der katholische Weg zum Kommunismus. Ich musste vorbeten und die Kirche putzen. Ich musste Max Frisch heimlich mit der Taschenlampe unter der Bettdecke lesen.“

Daniel Oertli sieht man seine 77 Jahre nicht an. Oertli war bis 1996 Direktor der Basler Verkehrsbetriebe BVB. Er ist ehrenamtlicher Präsident des Vereins Unser Bier, nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Brauerei. Wir treffen uns im Vereinslokal in der Hochstrasse. Der gemütliche Bauingenieur (Fachrichtung Verkehr) mit sechs Enkelkindern in Ausbildung erzählt, wie zwanzig Basler Brauereien (1870) auf vier (1900) zusammenschrumpften. Dann wurde Warteck von Feldschlösschen übernommen und Feldschlösschen von Carlsberg. Basel drohte, trockengelegt zu werden. Auf der Mustermesse 1997 traten Oertli und seine Mitstreiter erstmals mit ihrem selbstgebrauten Bier auf. Die Mission Oertlis, der Mitglied der FDP ist, muss eingefleischte Marktwirtschaftler eigentlich wütend machen: „Ich möchte die Biervielfalt wieder in die Gesellschaft bringen.“ Wenn man das weiterdenkt, stösst man schnell darauf, dass in Basel traditionell auch Schuhe und Stoffe, Kleidung und andere Güter des täglichen Bedarfs hergestellt wurden. Später kamen sie aus Italien, dann aus Portugal und aus der Türkei. Jetzt kommen sie aus China. „Es gibt eine weltweite Nivellierung“, stellt Oertli fest. Ist seine Freiwilligenarbeit also als Wiederbelebung der eigenen Wirtschaftskompetenz zu verstehen? Das ist ein ganz neuer Aspekt. Oertli selbstbewusst: „Wir leben nicht von unseren Rohstoffen, sondern von unserem Wissen und Können. Wir brauchen Kreativität.“

Kreativität in der Pflege des baseldeutschen Dialektes hat sich die Baseldytschi Bihni auf die Fahne geschrieben. Mit 5760 ideellen Stunden stehen die Theatermacher aus dem Kellertheater im Lohnhof ganz oben auf der Liste der Kultureinrichtungen, die fast nur auf Freiwillige bauen. Drei Monate dauert die Vorbereitung für eine Aufführung. Die Auslastung des Amateurtheaters beträgt 70 bis 95 Prozent. In „Glungeni Geischter“, einer Komödie über Geisterbeschwörung, spielt **Michèle Lehmann,** 31, die Elvira Baumgartner. Auf unserem Foto empfängt sie als Sterntalermädchen Basler Leckerli statt blinkender Taler. Ob sie gerne als professionelle Darstellerin mit guter Gage arbeiten würde, fragen wir. „Ich würde es eher ablehnen“, bekennt die gutgelaunte Komödiantin, denn: „Es ist eine Leidenschaft, ein Hobby.“

Michèle Lehmann arbeitet als Medizinische Assistentin in der Kardiologie. Ob sie auch gebrochene Herzen behandelt? „Richtig. Es hängt alles mit dem Herz zusammen“, erklärt sie doppeldeutig. Wir denken zurück an unser Anfangszitat: „Wir nennen es nicht Freiwilligenarbeit, sondern Herzblut“ von Tabea Lehmann, an das Zigeunerblut von Marta Dakhlaoui-Toth, an Valentin Herzog, der sein Herz in Basel verloren hat, an Maria Pukaj, die ihr Glücklichsein teilt.

Freiwilligenarbeit, welcher Art auch immer, ist offenbar Herzenssache.

Daniel Oertli, 77, Verein „Unser Bier“

Wir leben nicht von unseren Rohstoffen, sondern von unserem Wissen und Können. Wir brauchen Kreativität.

Michèle Lehmann, 31, Baseldytschi Bihni

Es ist eine Leidenschaft, ein Hobby.

Was sind eigentlich Gemeingüter?

In Basel gibt es, wie in allen Schweizer Städten, eine Allmendstrasse. Als Allmende wurden noch bis Ende des 19. Jahrhunderts gemeinsam nutzbare Agrarflächen und Weiden bezeichnet, deren Nutzung allen offen stand. Noch immer werden im Wallis Bergweiden kollektiv genützt. Die Politologin Elinor Ostrom erhielt 2009 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften für ihre Forschungen zur Organisation von Allmenden. Am Beispiel der Überfischung hat Ostrom aufgezeigt, dass zwar jedem Fischer das Problem der Überfischung bewusst ist, er jedoch in seinem individuellen Handeln mit der Begründung überfischt, wenn er es nicht täte, täten es andere. Als erfolgreiches Management von Gemeingütern sieht Ostrom zum Beispiel die Walliser Bergbauern an, die sich gemeinsame Regeln gegeben haben, die eine Überweidung – und damit die Zerstörung des Gemeingutes Alp – verhindern. Dadurch wird die Frage der Nutzung von Gemeingütern zu einer Organisationsfrage in der Gemeinschaft. Nach Ostrom wird sie weder vom Staat noch vom Markt besser gelöst. Vielmehr muss für Gemeingüter eine lokale Lösung gefunden werden.

Im Schweizerischen Zivilgesetzbuch gibt es zudem noch ein Jedermannsrecht (ZGB). Nach Artikel 699 sind auch Wald und Weide für jedermann zugänglich, soweit dadurch kein Schaden durch übermässige Nutzung angerichtet wird.

Während in den angelsächsischen Ländern und den USA als Commons in erster Linie Land, Gewässer und Luft betrachtet werden, Gemeingüterforschung also vor allem Naturschutz ist, geht es im dichtbesiedelten Europa mehr um soziale und private Gemeingüter. Als öffentliche Güter, als Public Goods werden in der Regel die Dinge bezeichnet, die durch die staatliche Umverteilung mittels Steuern allen zur Verfügung gestellt werden, etwa Sicherheit, Bildung und Gesundheit. In den USA müssen die Bürger aber selbst für diese Güter bezahlen, so dass die Diskussion über Gemeingüter in den USA und Europa völlig unterschiedlich ist.

Europäische Aktivisten wiederum verstehen unter Gemeingütern in erster Linie lizenzfreie Software, den Kampf gegen Urheberrechtsabgaben und den Kampf gegen die Gentechnik, um Creative und Scientific Commons.

Demgegenüber verfolgt das Basler Institut für Gemeingüter und Wirtschaftsforschung den Ansatz einer Unterscheidung in natürliche, soziale und private Gemeingüter. Beispiele aus Basel: Der Rhein ist ein natürliches Gemeingut, dessen Nutzung oder Übernutzung alle Einwohner und Besucher betrifft. Soziale Gemeingüter sind nach diesem Ansatz in Basel: Sicherheit, Ernährung, Wohnen, Gesundheit, Bildung und Kultur, die unabhängig vom Geldbeutel jedem zugänglich sind. Private Gemeingüter sind Geschenke, die vom Einzelnen der Allgemeinheit überlassen werden, etwa die 900 Hektar Land der Christoph Merian Stiftung, die Merian der Stiftung zugunsten Basels überlassen hat. Auch die freiwillig erbrachte ideelle Tätigkeit für andere ist ein individuell verschenktes Privatgut. Was ein Gemeingut vom Wirtschaftsgut unterscheidet, ist im Grunde nur eines: Es muss generell und immer kostenlos zugänglich sein. Auf welchem Wege dies gelingt, ob durch Steuern, Spenden oder Geschenke, ist das grosse Geheimnis jeder Kultur.

Bild:
Allmendstrasse oder Brunnen

Freiwilligenarbeit ist Teil der Gemeingüter

Natürliche Gemeingüter	Soziale Gemeingüter	Private Gemeingüter
erneuerbare Rohstoffe und Energiequellen	Sicherheit und Frieden | Gesundheit | Bildung	Freiwilligenarbeit | Spenden | Geschenke
nicht erneuerbare Rohstoffe und Energiequellen	Information | Recht/Justiz | öffentlicher Verkehr | Religion | Kultur	Individuelle Lebenszufriedenheit | Glück
Wasser (Zugang) | Land (Zugang) | Meer (Zugang)	Zugang zum Land | öffentliche Wege	Kinderreichtum | Lebenserwartung

Quelle: Basel Institute of Commons and Economics, Wie lassen sich Gemeingüter bewerten? Research Paper, Basel 2009

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Aufgabenstellung

Gemeingüter und deren gesellschaftliche Bedeutung werden nach der Weltfinanzkrise als wichtiges, neues Forschungsfeld angesehen – Grund genug für den Kanton Basel-Stadt, in diesem Bereich aktiv zu werden.

Wie trägt die Freiwilligenarbeit zu den Gemeingütern des Kantons Basel-Stadt bei? Mit dieser Frage betraute das Präsidialdepartment des Kantons Basel Stadt, in dessen Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung die Koordinationsstelle Freiwilligenarbeit integriert ist, das Basler Institut für Gemeingüter und Wirtschaftsforschung.

Dabei sollten – anders als in der Repräsentativumfrage des Bundesamtes für Statistik (BfS), deren detaillierte Ergebnisse auch für Basel vorliegen – sowohl der Umfang der Freiwilligenarbeit wie der Inhalt der Angebote bei den Anbietern von unentgeltlichen Diensten und Freiwilligenarbeit ermittelt werden. Die Erhebung begann am 15. November 2009 und wurde am 15. März 2010 abgeschlossen.

Methodologie

Um den Umfang, vor allem aber den Inhalt und den individuellen Wert von Freiwilligenarbeit erfassen zu können, wurde der Weg einer qualitativen Umfrage gewählt. Dabei besteht für die Befragten die Möglichkeit, die erfragten Themen selbst interpretieren und definieren zu können. Der nur vier Fragen umfassende Fragebogen wurde per Post und per E-Mail 760 Einrichtungen in Basel-Stadt zugeleitet. Parallel wurden mit 50 Einrichtungen und deren Freiwilligen direkte persönliche Gespräche und Interviews geführt. Diese aufwendige Vorgehensweise wird als „qualitative Sozialforschung“ bezeichnet, im Gegensatz zu einer quantitativen, in der von den Befragten nur vorgegebene Antworten angekreuzt werden können. Dieser Vorgehensweise entspricht auch der nun veröffentlichte Forschungsbericht, in deren Mittelpunkt 19 ausgewählte Freiwillige stehen.

Im quantitativen Teil wurde der Umfang der angegebenen Jahresstunden in drei Kategorien, Kadertätigkeit, ausführende und ideelle Tätigkeiten, erfasst. 80 Prozent aller Befragten stufen ihre freiwillige Tätigkeit als ideell ein.

Ergebnisse

Als Rücklauf wurden die Rückmeldungen gewertet, die per Mail, Telefon und Post auf den Fragebogen gegeben wurden. In unserer Umfrage betrug die Rücklaufquote 39,86 Prozent (303 Rückläufe bei 760 Befragten). Die Rückmeldungen reichten vom mehrseitigen Essay und vom halbstündigen Telefonanruf bis zum fast leeren Blatt. Im Vergleich zu ähnlichen Umfragen ist die Rücklaufquote hoch. Erwartungsgemäss gaben viele Teilnehmer an, keine kostenlosen Dienste und auch keine Freiwilligenarbeit anzubieten. Insbesondere Stiftungen zögerten, detaillierte Angaben zu Umfang und Inhalt ihrer Tätigkeit zu machen. Auskunftsfreudiger waren Vereine, Parteien, Kirchengemeinden, Verbände und Zünfte. Ein überraschendes Nebenergebnis bestand darin, dass einige Organisationen, die man in der Öffentlichkeit sehr stark mit Gemeingütern und öffentlichen Anliegen in Verbindung bringt, teilweise kaum Freiwillige zum Einsatz motivieren konnten bzw. ihre Tätigkeiten vollständig institutionalisiert haben, also vollständig fremdfinanzieren.

Schliesslich gab es Organisationen, die nicht auf unsere Fragen antworteten, weil ihr Bezug zur Freiwilligenarbeit zu gering ist.

Mit einem Durchschnittswert von 9234 Stunden freiwilliger Tätigkeit, davon 80 Prozent als ideell eingestufte je befragter Einrichtung und Jahr, wird das Äquivalent von fast fünf Vollzeitarbeitsstellen je Einrichtung unentgeltlich ausgeführt. Damit erhalten auch kleinere Vereine schnell die wirtschaftliche Bedeutung eines KMU (Kleine und Mittlere Unternehmen). Wir haben die Ergebnisse in vier Tendenzen zusammengefasst:

1) Privat statt institutionell. Im Gegensatz zur Entwicklung in den 70er und 80er Jahren, die zu einer Institutionalisierung der meisten sozialen und kulturellen Aufgaben geführt hat, ist nun zu beobachten, dass selbst Aufgaben wie die Lebensmittelverteilung und die Sozialarbeit mit problematischen Jugendlichen zunehmend von privaten Helfern erbracht werden.

2) Von freiwillig zu ideell. Wir haben nicht erwartet, dass am Ende doch über 80 Prozent aller Freiwilligen ihre Tätigkeit als „ideell“ eingestuft sehen wollten. Dies ist ein bemerkenswertes Ergebnis qualitativer Sozialforschung und zeigt den Paradigmenwechsel weg vom kollektiven Milizprinzip und von der Freiwilligenarbeit aus Pflichtbewusstein hin zur Motivation durch individuelle Selbstverwirklichung und die Übernahme persönlicher Verantwortung.

3) Lokal vor global. Das Engagement bei der Lösung von lokalen Problemen ist weitaus grösser als die Motivation für den Einsatz bei globalen Themen. Der Grossteil der ideell Aktiven sieht seine Aktivität nicht von globalen Faktoren abhängig – und ist damit völlig unabhängig von Weltfinanzkrise und Klimawandel. Damit ist die ideelle Tätigkeit weitgehend krisenresistent.

4) Altruismus als postmaterielle Sinngebung. Bei hochgebildeten und gutverdienenden Vollzeitbeschäftigten verleiht ideelle Tätigkeit neuen Sinn. Sie möchten sich selbst nicht mehr nur als materiell Erfolgreiche wahrnehmen, sondern als ganzheitlich denkende und sozial handelnde Bürger. Interessant: Genau die gleiche Motivation haben Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger, die jenseits der für sie nicht mehr erreichbaren Normen des Arbeitsmarktes eine soziale Identität zurückgewinnen möchten. Beiden Gruppen geht es um die Rückgewinnung eines gelungenen Lebens durch praktizierten Altruismus.

Schlussfolgerungen

Stand bisher in der Sozialpolitik die Integration von Langzeitarbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt im Vordergrund, so könnte künftig auch die dauerhafte Integration von Langzeitarbeitslosen in unterschiedliche, je individuell passende Tätigkeiten im Rahmen von gemeinnützigen Aktivitäten eine gangbare Alternative für jene darstellen, denen aus sehr unterschiedlichen Gründen kein Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt möglich ist.

Die bisher eher geringe Einbindung von Migranten in die Freiwilligenarbeit (in Basel-Stadt waren 2007 24,7 Prozent der Einheimischen, aber nur 8,7 Prozent der Einwanderer organisiert freiwillig tätig) ist ausbaufähig – und könnte damit zu einem wesentlichen Element der sozialen und wirtschaftlichen Integration werden.

Mit der Einführung der Bezeichnung „Ideelle“ ergänzend zu Freiwillige könnte mehr Motivationsraum und damit Engagement für jene entstehen, die sich nicht einer Organisation anschliessen möchten. Dabei könnten auch ganz neue Formen von ideeller Tätigkeit entstehen, die keine Vereinsstruktur mehr als Basis haben, sondern spontan bei Bedarf entstehen und sich wieder auflösen.

Die Ideellen werden mittels ihrer ideelle Tätigkeit über kulturelle, politische und religiöse Grenzen hinweg miteinander verbunden. Eine stärkere Förderung der ideellen Tätigkeit kann daher dazu beitragen, die Opportunitätskosten zu senken.

Gut- und Alleinverdiener, die ein hohes Potenzial zur Hilfestellung an Schwächere und Bedürftige haben, sollten von ihren Kunden und Arbeitgebern mehr Freiraum erhalten, dieses Potenzial als Gemeingut der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Glossar

Allmend(e)	Veralteter Begriff für Gemeingüter. Bezeichnete in erster Linie gemeinsam genutzte Felder und Weiden.
Altruismus	Eine Verhaltensweise, die einem Individuum zugunsten eines anderen mehr Kosten als Nutzen einbringt. Das Wohl des Anderen oder das Gemeinwohl stehen dabei im Zentrum.
Basler Tafel	Das Team der Basler Tafel (bestehend u.a. aus Freiwilligen) sammelt täglich Lebensmittel ein und verteilt sie gratis an soziale Institutionen.
Benevol	Benevol-Fachstellen informieren und beraten Personen, Organisationen und Vereine zu allen Aspekten der Freiwilligenarbeit und übernehmen vor allem Vermittlungsarbeit.
C-Bewilligung	Permanente Niederlassungsbewilligung in der Schweiz
Commons	Englischer Begriff für Gemeingüter, wird auch im Singular gebraucht, z.B. „Nature is a Commons.“ Im angelsächsischen Bereich überwiegend für Land, Wasser und Atmosphäre gebraucht.
Ehrenamt	Position mit Entscheidungs-, Führungs- oder Repräsentationsfunktion, in die man gewählt oder berufen wird.
Formelle Freiwilligenarbeit	Freiwilligentätigkeit im Rahmen von Organisationen und Institutionen.
Informelle Freiwilligenarbeit	Unbezahlte individuelle Hilfeleistungen aus persönlicher Initiative für Personen, die nicht im selben Haushalt leben; zum Beispiel Nachbarschaftshilfe, Kinder hüten, Dienstleistungen für andere Haushalte, Transportdienste oder Gartenarbeiten.
Ideelle Freiwilligenarbeit	Tätigkeit aus reinem Interesse, die nicht durch kommerziell beauftragte Dritte ausgeführt werden kann, etwa Kunst, beten oder singen.
Gemeinnützigkeit	Ein Verein oder eine beliebige andere juristische Person ist in der Schweiz gemeinnützig, wenn sie keinen Erwerbs- oder Selbsthilfezweck aufweist. Sie ist von den Steuern befreit.
Global Commons Index	Dieser Index des Basel Institute of Commons and Economics zeigt ausschliesslich Stärken auf und möchte vorhandene Gemeingüter als Reichtümer erkennen und fördern.
Jugendurlaub	Gemäss OR Art. 329e muss der Arbeitgeber seinen unter 30-jährigen Mitarbeiter(inne)n auf Antrag Jugendurlaub gewähren, was der Freiwilligenarbeit gerade in jungen Jahren Nachdruck verleiht.
Karitative Organisation	Hilfswerke, die sich um humanitäre Hilfe und soziale Anliegen sorgen.
Mentee	Engl. Wort für Schützling oder Betreuter. Der Mentor ist der Fürsprecher des Mentees.
Milizprinzip	Bezeichnet die Freistellung von Berufstätigen für freiwillige Arbeiten nach dem Vorbild der Freistellung zur Schweizer Armee.
Opportunitätskosten	Kosten die entstehen, wenn man eine Tätigkeit nicht ausführt, z.B. Krankenfürsorge, Polizei oder soziale Integration.
postmateriell	Bezeichnet die Orientierung an nicht-materiellen Werten nach der Periode des Wirtschaftswachstums (Postmaterialismus).
Qualitative Sozialforschung	Fachbegriff für den Umstand, dass die Befragten eigene und subjektive Antworten auf Fragen geben können. Das Gegenteil sind in der Qualitativen Sozialforschung verwendete Multiple-Choice Fragebögen
Quartiertreffpunkt	Begegnungsort für Jung und Alt (vgl. www.quartiertreffpunktebasel.ch)
Rotary Club	Die Mitglieder eines Rotary-Clubs setzen ihre beruflichen Kenntnisse ein, um in Form von ehrenamtlicher Arbeit anderen zu helfen.
Sozialzeitausweis	Das Nachweisinstrument, um Freiwilligenarbeit sichtbar zu machen und ihr die Anerkennung zukommen zu lassen, die sie verdient. Darin werden die in der Freiwilligenarbeit erworbenen Fähigkeiten ausgewiesen. Der Ausweis hilft bei Stellenbewerbungen. s.a. www.sozialzeitausweis.ch

Bibliographie

„D Frau Fasnacht in Franke und Räppli“, Untersuchung über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Basler Fasnacht, FHBB, Basel 2005

Freiwilligenarbeit in der Schweiz, Broschüre des Bundesamts für Statistik BFS, Neuchatel 2008

Frey, Josha: Konzept Freiwilligenarbeit im Kanton Basel-Stadt, Präsidialdepartement Basel-Stadt, Basel 2009

Ostrom, Elinor: Gemeingütermanagement – Perspektive für bürgerschaftliches Engagement, in: Wem gehört die Welt? Hrsg. von Heinrich Böll Stiftung und Silke Helfrich, München 2009

Stadelmann-Steffen, Isabelle; Freitag, Markus; Bühlmann, Marc: Freiwilligen-Monitor Schweiz, Zürich 2007

Folgende Doppelseite

Die Koordinationsstelle Freiwilligenarbeit im Präsidialdepartement erarbeitete zusammen mit Vertreterinnen und Vertretern der Zivilgesellschaft, der Kirchen und kantonaler Fachstellen das Konzept Freiwilligenarbeit. Dieses Konzept dient als Grundlage für die Weiterentwicklung der Freiwilligenarbeit im Kanton Basel-Stadt. Viele Menschen waren an seinem Entstehen beteiligt. Ein besonderer Dank gilt hierbei BENEVOL, der GGG und CMS sowie den Kirchenvertreterinnen und -vertretern und den über 70 weiteren freiwilligen Initiativen aus den verschiedenen Quartieren, die sich mit ihrer Fachkenntnis eingebracht haben.

Das Konzept unterstützt die Koordinationsstelle Freiwilligenarbeit dabei, die Rahmenbedingungen für Freiwilligenarbeit so zu gestalten, dass diese optimal und effizient wachsen kann. Dazu werden zum Beispiel Fragen von Vernetzungs- und Weiterbildungsangeboten für Freiwilligarbeitende beantwortet. Ebenso zeigt das Konzept Wege auf, wie das freiwillige Engagement noch besser gewürdigt werden kann.

Walter Brack
Christoph Merian Stiftung
Pasqualina Barazza
BENEVOL Basel
Roland Frank
Kontaktstelle für Quartierarbeit
Daniel Wiederkehr
Römisch-Katholische Kirche Basel
Dieter Erb
Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige
Joy Nussbaumer
Centrepoint
Kornelia Schultze
BENEVOL Riehen-Bettingen
Lorraine Ryz
Centrepoint
Regula Blanke
BENEVOL Riehen-Bettingen
Josha Frey
Koordinationsstelle Freiwilligenarbeit

Impressum
Herausgeber:
Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt
Kantons- und Stadtentwicklung
Josha Frey/Andreas Pecnik
Marktplatz 30a
4001 Basel
Tel. 061 267 88 95
www.entwicklung.bs.ch

Produktionsleitung: Andreas Pecnik
Redaktion: Basler Institut für Gemeingüter- und Wirtschaftsforschung, Basel (Basel Institute of Commons and Economics AG, Basel)
Text: Alexander Dill
Mitarbeit Umfrage: Philip Stoll, Nina Moreva, www.commons.ch
Gestaltung: Stauffenegger + Stutz, Basel, www.st-st.ch
Fotos: Andi Cortellini, Basel, www.corte.ch
Druck: Gremper AG, Basel-Pratteln, www.gremper.ch
Auflage: 4'000 Exemplare

Für den Inhalt dieser Broschüre zeichnet die Redaktion verantwortlich. Die wiedergegebenen Standpunkte können, müssen aber nicht mit jenen des Herausgebers deckungsgleich sein.

© Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt, Kantons- und Stadtentwicklung, 2010

Mit der Unterstützung dieser Studie bringen wir unsere Wertschätzung und unseren Respekt für die Freiwilligenarbeit zum Ausdruck.

ST.JP

STEIGER, PARTNER IST GRÜNDUNGSMITGLIED UND PROJEKTPARTNER VON «SCHAPPO. FÜR ENGAGEMENT IM ALLTAG».

Wir schieben an,
fördern, unterstützen
und erhalten.

In den Bereichen
Kultur, Gesellschaft,
Bildung, Freizeit und
Wirtschaft.

Wir tun das gerne
und freiwillig – schon
seit über 50 Jahren.

Nutzen, erleben und
geniessen Sie es.

Ihre Genossenschaft
Migros Basel mit dem

www.kulturprozent.ch

MIGROS
kulturprozent